

Hilfsgerüst zum Thema:

René Descartes

Der „ontologische“ Gottesbeweis

1. Descartes als Paradigma der Neuzeit

- Fortschrittsoptimismus
- Individualismus
- anthropologischer Dualismus
 - Bewußt-Sein und räumliches Sein
 - * Erkenntnis als Abbild der Realität
 - * Wahrheit als Übereinstimmung des Abbildes mit dem Urbild
- **Gewißheit** als Wahrheitskriterium
 - methodologischer Zweifel
 - Unzuverlässigkeit von Erfahrung
 - mein Denken [*cogito, ergo sum*]
 - * das gesicherte Fundament [*fundamentum inconcussum*]
 - „Und so sehe ich ganz klar, daß die Gewißheit und die Wahrheit jeder Wissenschaft einzig von der Erkenntnis des wahren Gottes abhängt, so sehr, daß ich, bevor ich ihn nicht erkannte, nichts über irgendeine andere Sache vollkommen wissen konnte.“¹

Vgl. Wolfgang Röd, *Der Gott der reinen Vernunft. Die Auseinandersetzung um den ontologischen Gottesbeweis von Anselm bis Hegel* (München: C. H. Beck, 1992), 240 S. geb. 48,- DM.

Dagegen: H. Küng, *Existiert Gott?*, 56: „Zum ontologischen Argument: Der Schluß von der Idee des vollkommensten Wesens auf dessen Existenz vermag heute kaum noch zu überzeugen.“

¹*Meditationes de prima philosophia*, V, 16.

* Augustinus: „Wenn ich mich täusche, bin ich“ [*Si fallor, sum*]

- **Rationalismus**

- Systemdenken

- klar und distinkt

- „Ich werde jetzt meine Augen schließen, meine Ohren verstopfen und alle meine Sinne ablenken, auch die Bilder körperlicher Dinge sämtlich aus meinem Bewußtsein tilgen oder, da dies wohl kaum möglich ist, sie doch als eitel und falsch für nichts achten; mit mir allein will ich reden, tiefer in mich hineinblicken und so versuchen, mir mein Selbst nach und nach bekannter und vertrauter zu machen. Ich bin ein denkendes Wesen, d. h. ein Wesen, das zweifelt, bejaht, verneint, wenig versteht, vieles nicht weiß, das will, nicht will, auch Einbildung und Empfindung hat. Denn wenn auch – wie schon oben bemerkt – das, was ich empfinde oder mir bildlich vorstelle, außer mir vielleicht nichts ist, so bin ich doch gewiß, daß jene Bewußtseinsbestimmungen, die ich Empfindungen und Einbildungen nenne, bloß als Bewußtseinsbestimmungen in mir vorhanden sind.

Und mit diesen wenigen Worten habe ich alles aufgezählt, was ich wahrhaft weiß, oder wenigstens alles, wovon ich bisher gewahr geworden bin, daß ich es weiß. Nun will ich noch sorgfältiger Umschau halten, ob nicht vielleicht doch noch etwas anderes in mir ist, das ich bisher nicht berücksichtigt habe. Ich bin gewiß, daß ich ein denkendes Wesen bin, – weiß ich also etwa schon, was dazu erforderlich ist, irgendeiner Sache gewiß zu sein? Nun, – in dieser ersten Erkenntnis ist nichts anderes enthalten, als eine gewisse klare und deutliche Einsicht in das von mir Behauptete. Dies würde allerdings nicht genügen, mich von der Wahrheit einer Sache zu überzeugen, wenn es je vorkommen könnte, daß etwas, das ich so klar und deutlich einsehe, falsch wäre. Und somit glaube ich bereits als allgemeine Regel aufstellen zu dürfen, daß alles das

wahr ist, was ich ganz klar und deutlich einsehe.“²

- vom Denken zur Welt hin

- die Rolle der Erfahrung (Experimente)

2. Descartes muß die Existenz Gottes beweisen, um die Gewißheit der klaren und distinkten Erkenntnis abzusichern.

- Carl Friedrich von Weizsäcker: „Nicht die Existenz der Welt kann ihn zur Gewißheit Gottes leiten; umgekehrt soll ihm die Existenz Gottes die der Welt gewiß machen.“
- Ohne Gottesbeweis keine Naturwissenschaft.

- Gottesbeweise sind nach Descartes sicherer als mathematische Beweise.
 - „Was aber Gott betrifft, so würde ich sicherlich nichts eher und leichter erkennen als ihn, wenn nicht mein Denken mit Vorurteilen überladen wäre und die Bilder körperlicher Dinge mein Bewußtsein ganz einnähmen. Denn – was ist an sich offenkundiger, als daß das höchste Wesen ist oder daß Gott, bei dem allein das Dasein zum Wesen gehört, existiert?“³

 - „[...] So müßte doch das Dasein Gottes für mich zum mindesten denselben Gewißheitsgrad habe, den bisher die mathematischen Wahrheiten hatten.“⁴

 - „Ich glaube zwar, daß die [Gottesbeweise], die ich hier benutze, an Gewißheit und Evidenz den geometrischen gleichkommen, oder sie sogar übertreffen, fürchte aber doch, sie möchten von vielen nicht ganz verstanden werden können, einmal weil auch sie ziemlich lang sind und der eine immer wieder vom

²*Meditationes de prima philosophia*, III, c. 1–2.

³*Meditationes de prima philosophia*, V, 12.

⁴*Meditationes de prima philosophia*, V, 7.

anderen abhängt, und dann vor allem, weil sie einen völlig vorurteilsfreien Geist [*mentem a praejudiciis plane liberam*] erfordern, der sich leicht aus seiner Bindung an die Sinne löst. Auch finden sich sicherlich weniger für metaphysische Studien geeignete Leute auf der Welt als für geometrische.“⁵

- „Die Gewißheit selbst der geometrischen Beweise hängt von der Erkenntnis Gottes ab. [...] Die Erkenntnis unseres Geistes und Gottes sind die allergewissesten und einleuchtendsten.“⁶
- Die Argumente werden allerdings die meisten Leser nicht überzeugen.
 - * „Ich erwarte dabei weder den Beifall der Menge, noch eine große Zahl von Lesern; denn ich schreibe nur für solche, die ernstlich mit mir nachdenken und ihr Denken von den Sinnen und zugleich von allen Vorurteilen abwenden können und wollen, und deren gibt es, wie ich wohl weiß, nur sehr wenige. Was aber die betrifft, die sich um Anordnung und Verknüpfung meiner Gründe nicht kümmern und nur, wie es bei vielen gebräuchlich ist, ihren Fleiß daran setzen werden, einzelne Sätze zu bemäkeln, so werden sie aus dieser Schrift keinen großen Nutzen ziehen, und wenngleich sie vielleicht häufig Anlaß zum Spotten finden, so werden sie doch schwerlich etwas entgegen können, was mich in die Enge triebe oder der Erwiderung wert wäre.“⁷

3. Einführende Bemerkungen zu den Argumenten

- Zwei Argumente: Das erste geht von der Bedeutung des Gottesbegriffes aus; das zweite von der Existenz des Gottesbegriffes.
- Es geht nicht darum, daß man das Wort „Gott“ versteht, sondern die *Natur* Gottes.

⁵*Meditationes de prima philosophia, Epistola, 4–5 (?)*.

⁶Ebd., Synopsis.

⁷Ebd., Praefatio.

-
- Descartes weiß zwar, daß Gott unbegreiflich (*incomprehensibilis*) ist (vgl. *Meditationes de prima philosophia*, III, 38; *Princ.*, I, 19), dennoch spricht er von einem Berühren Gottes mit den Gedanken: die Idee Gottes in mir, „die ich zwar nicht begreifen (*comprehendere*), aber doch gewissermaßen mit den Gedanken berühren kann“.
 - Er hält es für eine Vorstufe der *Visio beatifica* (*Meditationes de prima philosophia*, III, 39).
 - Er kommt offenbar einfach nicht darum herum, denn in *Princ.* I, 19 sagt er, daß er Einsicht in die göttliche Natur habe.
-
- „Vollkommenheit“
 - *perfectio*
 - Eigenschaften, die durch abstrakte Wörter bezeichnet werden.
 - „was besser ist als ihr Nichtsein“
 - „was besser ist als jedes beliebige mit ihr Unvereinbare“

 - Thomas von Aquin: „Alle ‚perfectio‘ gehört zur ‚perfectio‘ des Seins; insoweit ist etwas vollkommen, als es irgendwie Sein hat.“
„Insoweit heißt etwas vollkommen, soweit es wirklich (actu) ist.“

Den verteilten Text lesen.

4. Argumente gegen Descartes' ontologisches Argument:

1. Nur weil ich mir keinen Berg ohne Tal vorstellen kann, heißt das nicht, daß Berge und Täler in Wirklichkeit existieren. Aus der Tatsache, daß ich Gott als existierend denken muß, folgt nicht, daß er in Wirklichkeit existiert. Denn ich kann mir ein Einhorn zwar vorstellen, doch gibt es keine Einhörner in Wirklichkeit.
 - „Aber gesetzt auch, daß ich Gott nur als existierend denken könnte, wie einen Berg nicht ohne Tal, so folgt doch sicher daraus, daß ich den Berg mit dem Tale denke, nicht, daß es überhaupt einen Berg in der Welt gibt, und ebensowenig scheint daraus, daß ich Gott

als existierend denke, zu folgen, daß Gott existiert, legt doch mein Denken den Dingen keine Notwendigkeit auf. Und ebenso wie ich mir ein geflügeltes Pferd bildlich vorstellen kann, wenngleich kein Pferd Flügel hat, so könnte ich etwa auch Gott das Dasein andichten, wenngleich gar kein Gott existiert.“ (*Meditationes de prima philosophia*, V, 9.)

- Dagegen argumentiert Descartes, daß Gott sich von allen anderen Wesen insofern unterscheidet, als die Vollkommenheit der Existenz mit ihm *notwendig* verbunden ist:

– „Hier liegt der Trugschluß; denn daraus, daß ich den Berg nicht ohne Tal denken kann, folgt allerdings nicht, daß Berg und Tal irgendwo existieren, sondern nur, daß Berg und Tal, sie mögen nun existieren oder auch nicht existieren, voneinander nicht getrennt werden können. Dagegen folgt daraus, daß ich Gott nur als existierend denken kann, daß das Dasein von Gott untrennbar ist und demnach, daß er in Wahrheit existiert, – nicht als ob mein Denken dies bewirkte, oder als ob es irgendeiner Sache eine Notwendigkeit auferlegte, sondern im Gegenteil deshalb, weil die Notwendigkeit der Sache selbst, nämlich des Daseins Gottes, mich zu diesem Gedanken bestimmt. Denn es steht mir nicht frei, Gott ohne Dasein – d. h. das vollkommenste Wesen ohne höchste Vollkommenheit – zu denken, wie es mir freisteht, mir ein Pferd mit oder ohne Flügel vorzustellen.“ (Ebd., 10.)

2. Das Unendliche wird nicht wirklich von mir in einer wahren Idee begriffen, sondern lediglich dadurch erreicht, daß ich Endliches verneine. (Vgl. *Meditationes de prima philosophia*, III, 24.)

- Dagegen argumentiert Descartes, daß es sich in Wahrheit umgekehrt verhält: Ich würde nämlich keine Ahnung von meiner Endlichkeit haben, wenn ich nicht vorher das Unendliche erkennen würde:

– „Denn ganz im Gegenteil sehe ich offenbar ein, daß mehr Sachgehalt in der unendlichen Substanz als in der endlichen enthalten ist und daß

demnach der Begriff des Unendlichen dem des Endlichen, d. i. der Gottes dem meiner selbst gewissermaßen vorhergeht. Wie sollte ich sonst auch begreifen können, daß ich zweifle, daß ich etwas wünsche, d. i. daß mir etwas mangelt und ich nicht ganz vollkommen bin, wenn gar keine Vorstellung von einem vollkommeneren Wesen in mir wäre, womit ich mich vergleiche und so meine Mängel erkenne.“ (Ebd.)

3. Die Idee Gottes ist eigentlich die Idee des Menschen, d. h. die Idee der verwirklichten Möglichkeiten, die im Menschen noch unverwirklicht liegen.

- Vgl. Feuerbach u. a.: Gott als Projektion
- „Doch vielleicht bin ich etwas mehr, als ich selbst weiß, und sind alle die Vollkommenheiten, die ich Gott zuschreibe, als Möglichkeiten irgendwie in mir angelegt, wenngleich sie sich noch nicht entfalten und noch nicht zur Wirklichkeit gelangt sind. Mache ich doch die Erfahrung, daß meine Erkenntnis schon jetzt langsam wächst. Auch sehe ich nicht, was im Wege stände, daß sie so mehr und mehr wüchse bis ins Unendliche und warum ich nicht mit so gewachsener Erkenntnis alle übrigen Vollkommenheiten Gottes sollte erreichen können. Und schließlich, warum, wenn ich doch einmal die Anlage zu diesen Vollkommenheiten besitze, sie nicht auch hinreichen sollte, um eine Vorstellung von ihnen hervorzurufen.“ (*Meditationes de prima philosophia*, III, 26.)
- Dagegen argumentiert Descartes, daß die Tatsache, daß meine Vollkommenheiten wachsen, bereits zeigt, daß das mit Gott nichts zu tun hat:
 - „Denn erstens, mag es nun wahr sein, daß meine Erkenntnis gradweise wächst, und daß in mir vieles zwar als Möglichkeit angelegt, aber noch nicht wirklich ist, so gehört doch nichts davon zur Idee Gottes, in der nämlich nichts bloße Anlage ist; denn eben dieses gradweise Anwachsen ist der sicherste Beweis der Unvollkommenheit. Außerdem, wenn auch meine Erkenntnis stets weiter

und weiter wüchse, so sehe ich nichtsdestoweniger ein, daß sie darum doch niemals aktuell unendlich sein wird, da sie doch niemals soweit gelangen wird, daß sie nicht immer noch eines weiteren Zuwachses fähig wäre. Gott aber, urteile ich, ist in der Weise aktuell unendlich, daß zu seiner Vollkommenheit sich nichts hinzutun läßt. Und schließlich erkenne ich, daß der Bedeutungsgehalt einer Idee nicht von etwas bloß Möglichen – das ja im eigentlichen Sinne nichts ist – hervorgerufen werden kann, sondern nur von etwas Wirklichem oder Gegenständlichem.“ (Ebd., 27.)

5. Descartes respektiert die Glaubensoffenbarung – obwohl sie keine Rolle in seiner Philosophie spielt

- „Vor allem aber haben wir unserem Gedächtnis als oberste Regel einzuprägen, daß das, was Gott uns offenbart hat, als das Gewisseste von allem zu glauben ist. Wenn daher auch das Licht der Vernunft etwas anderes noch so klar und überzeugend uns eingibt, so sollen wir doch lieber der göttlichen Autorität als unserem eigenen Urteil vertrauen. Aber in Dingen, wo der göttliche Glaube uns nicht belehrt, ziemt es dem Philosophen nicht, etwas für wahr zu halten, was er nicht als wahr erkannt hat und den Sinnen, d. h. den unbedachten Urteilen seiner Kindheit, mehr zu trauen als der gereiften Vernunft.“ (*Die Prinzipien der Philosophie*, I, 76.)
- „Allein dennoch bin ich dabei stets meiner Schwachheit eingedenk und behaupte nichts unbedingt, sondern unterwerfe alles sowohl der Autorität der katholischen Kirche wie dem Urteil der Einsichtigeren.“ (Ebd., IV, 207 [= letzter Absatz des Buches].)